

Heike Gfrereis

Atmen mit dem Archiv. Die Ausstellungen im >Literaturmuseum der Moderne<

Das >Literaturmuseum der Moderne< in Marbach am Neckar, einem kleinen Ort mit 13.000 Einwohnern, 27 Kilometer nördlich von Stuttgart, ist eine Besonderheit unter den Literaturmuseen. Es ist nicht aus dem Geburts- oder Wohnhaus eines Autors entstanden, ist kein Schauraum einer Bibliothek, kein Ausstellungsraum eines Literaturhauses und auch kein Gebäude ohne eigene Sammlung wie das >Nibelungenmuseum< in Worms oder das >Museum Wolfram von Eschenbach< in Wolframs-Eschenbach. Hinter den 1000 Quadratmetern des Literaturmuseums der Moderne erstreckt sich ein riesiges unterirdisches Bleistiftgebiet, und mehr als das: 20 Millionen Einzelblatt an Handschriften, Briefe vor allem und andere Dokumente, aber natürlich auch Manuskripte, 750 000 Bücher, 200 000 Bilder und Erinnerungsstücke von Dichtern liegen auf über 25 000 Quadratmetern Fläche. Von Luther und Lessing, Goethe, Schiller natürlich, Wieland, Hölderlin über Mörike, Kerner, Uhland hin zu Nietzsche, Hofmannsthal, Rilke, Lasker-Schüler, Kafka, Hesse, Heidegger und – um die Liste mit einem Sprung ins 21. Jahrhundert zu schließen – Gernhardt, Sebald, Rühmkorf und, seit neuestem, Handke.

Das im Juni 2006 eröffnete >Literaturmuseum der Moderne< ist mit seinen auf konservatorisch korrekte 18 Grad gekühlten und auf 50 Lux gedimmten Räumen und seinem ästhetisch-inhaltlichen Programm ganz und gar dem Zeigen dieser Bestände verschrieben. Alle Ausstellungen hier geben nur verschiedene Antworten auf diese eine Frage: Wozu ein Literaturarchiv?

Was hat man von diesen über 1 200 Schriftsteller- und Gelehrtennach- und – vorlässen, von Papier in Din A4 und 5, hoch und quer, weiß und bunt, nicht immer eckig, von Zeichen mit Bleistift, Tinte, Schreibmaschine, PC? Von Briefen, Ausweisen, Dichterbrillen und -locken, Streichungen und Ergänzungen, Risskanten und Tesastreifen? Von den glücklichen Nachbarschaften des Archivs: Rückseiten, Buchnachbarn, Blattgenossen, Nebensitzern, Seitenfreunden und -feinden? Was hat man davon zu sehen, wie etwas im Original aussieht, wie Literatur – diese Welt aus Worten, Redehaltungen, Lautgesten – die im Kopf jedes Lesers aufs Neue entsteht, das erste Mal entsteht? Wie sie geschrieben wurde?

Wozu diese – in den typischen Marbacher grünen Kästen gerechnet – mehr als 27,5 Kilometer lange (theoretisch von Marbach bis nach Stuttgart reichende) Nachlass-Strecke? Und wie dann auch noch dieses „Wozu“ in einer Ausstellung vermitteln? Gibt es an Archivalien – neben ihrer für den einen mehr, für den anderen weniger vorhandenen Aura – tatsächlich etwas zu sehen, das man zeigen kann, einer großen Öffentlichkeit nahe bringen kann? Wie schafft man es, diesen Papieren, den oft vergilbten Blättern mit ihren mitunter kaum lesbaren Zeichen, Poesie und Sinnlichkeit zu entlocken? Wo tritt die Tiefe ihrer Worte – treten die bewegenden Zustände des sprachlichen Ausdrucks – an die Oberfläche des Papiers? Oder sollte man diese Papiere als schlichte Quellen, zufällige Textträger auf sich beruhen lassen, in ihnen besser nur lesen, sie nur veröffentlichen und den Spezialisten, den Historikern und Sammlern überlassen? Verdienen diese Dinge, dass ein ganzes Museum mit ihnen atmet und sie immer wieder, mit jeder Ausstellung, aus der Unterwelt in die Oberwelt zurückholt werden?

An vielen Marbacher Archivalien lässt sich, bei aller Liebe, selbst auf den zweiten und dritten Blick, nichts Besonderes sehen. Allerhöchstens ist zu zeigen, dass nicht alles besonders ist und Literatur meist nach nichts aussieht. Eine körperlose Kunst. Gleichmäßig beschriebene Blätter, Typoskripte stapelweise, eins wie's andere, von Texten, die man heute längst vergessen hat, von Autoren, die man nicht mehr kennt. Wer waren, um zwei Namen zu nennen, die als scherzhafte Antwort auf die Frage gegeben wurden, welche Nachlässe man als erste entsäuern sollte, Hermann Essig und Paul Gurk? Emma Aberle, Carl Grüneisen, Otto Sausele? Oder Eduard Eggert, der vergessene Autor aus Friedrichshafen, der am 19.3.1920 ein Foto von sich machen ließ und seinen Handabdruck fast wie ein Röntgenbild darüber legen ließ?

Wer in ein Museum geht, um zu lernen, was wichtig ist, was ‚man wissen sollte‘, ist von Marbach sicher enttäuscht. Vieles dort hat mit Literatur im engeren Sinn nichts zu tun, ist weder Manuskript noch Buch, sondern Nachlass von Menschen, die mit Literatur zu tun hatten. Das Archiv sammelt die Vergessenen genauso wie die Bekannten, das Bedeutungslose ebenso wie das Bedeutungsvolle, das Kanonische und Teure. Es erinnert immer daran, dass die Bedeutung der Dinge in uns selber liegt oder wenigstens in dem Zettel, der erklärt, was es ist, nicht aber in den Gegenständen selbst. In der Dauerausstellung des Literaturmuseums der Moderne sind aus diesem

Grund alle ausgestellten Exponate unvermittelt ausgestellt, die Vermittlung ist radikal Menschen überlassen, die als Ciceronen tatsächlich Geschichten erzählen können, und auf eine Art digitales Buch, das dem Besucher jedes Exponat als Bild in die Hand gibt, für ihn entziffert und knapp kommentiert und verschiedene, deutlich subjektiv formulierte Führungen anbietet, zum Selberlesen und Finden, aber auch zum Hören, für Leser, Schaulustige, Kinder, Eilige und seit neuestem für Liebhaber verdächtiger Objekte.

Geht man vom Eingang des Museums durch das Haus in die Ausstellungen, so sieht man vom Gegenstand des Museums, der Literatur, zunächst nichts. Doch im >Literaturmuseum der Moderne< sind auch die Stellen wichtig, an denen nichts zu sehen ist, außer Licht und Schatten, Landschaft und Dunkelheit, warmem Holz und kühlem Glas, außer Atmosphäre, dichter, dickerer Luft – als sei das Gebäude auch nichts anderes als ein weißes Blatt Papier, das Natur und Mensch gemeinsam im Lauf der Zeit, im Wandel der Tages- und Jahreszeiten beschreiben. Je weiter man hinunterkommt, desto dunkler wird es, und die Literatur, um die es hier ja eigentlich geht, besitzt zunächst noch keinen individuellen Körper. Dann jedoch wartet auf die Besucher das krasse Gegenteil: Ein unendlich scheinendes Lager des Archivs mit über 1.300 Exponaten, geschichtet in 5 Lagen, nur mit einem Code aus Jahreszahl und Name beschriftet, auf gläserne Böden, allseitig und in ihrer Körperhaftigkeit sichtbar, so dass sie den Blick auf andere Exponate verwehren und einen Schatten werfen können, chronologisch sortiert von etwa 1890 bis – zurzeit – 2007 und getrennt in Manuskripte, Bücher, Briefe und Reste.

Sobald sich das Auge auf ein Stück fokussiert, treten die Spiegelungen in den Hintergrund, der Gegenstand wird wahrnehmbar in seiner Größe, Farbe, Materialität, Bildhaftigkeit, als Gattung und für Geduldige allmählich auch lesbar.

Einige Exponate möchte ich kurz nennen:

- Das Manuskript von Kästners *Emil und die Detektive*, überraschend klein und dünn, da in Gabelsberger Kurzschrift verfasst
- Schwitters *An Anna Blume*, in dem der Autor just vor jener Zeile bittet, das Papier zu wenden, die heißt: „Dein Name tropft wie weiches Rindertalg. / Weißt Du es Anna, weißt Du es schon, / Man kann Dich auch von hinten lesen.“

- Kafkas *Proceß*, in dessen erstem Satz schon gleich eine bedeutsame Korrektur steckt, die mitten hineinführt in den Kern einer Kunst, in der kein Wort Zufall ist, jedes Wort eines Textes die Konnotationen der anderen deckt: „Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hatte, wurde er eines Morgens verhaftet.“ Zunächst stand statt „verhaftet“ das unbestimmtere, an kein staatliches Rechtssystem gebundene „war gefangen“. Wer nicht verhaftet, nur gefangen wurde, dem kann und muss man den Prozess nicht machen.
- Roths *Hiob*, auf jedes Stück Papier geschrieben, das Roth bekommen konnte.
- Mosebachs *Nebelfürst*, in so kleiner Schrift geschrieben, dass jedes Kapitel auf eine Seite passt; eine fast meditative Technik, mit welcher der Autor sich zur Konzentration und zum Verzicht auf Korrekturen gezwungen hat.
- Benns Liebesbriefscheck, der nur im Original seinen vollen Wortlaut offenbart.
- Der unbenutzt scheinende Rucksack von W. G. Sebald, bei dem nicht klar ist, ob sein Autor ihn kaufte, weil sein Held in *Austerlitz* einen solchen besitzt, oder ob dieser Held einen besitzt, weil der Autor einen solchen hat.
- Hofmannsthals *Terzine über Vergänglichkeit*, bei der noch das ursprüngliche Motto von Heraklit darüber steht: „dass alles gleitet und vorüberirnt“. Man steigt niemals in denselben Fluss.
- Morgensterns Hackebeil-Gedichte.

Jedes Exponat in dieser Ausstellung behauptet hier einen Wert für sich, ist unmittelbar da, es belegt nichts, erzählt nichts, spricht nicht. Beharrlich stehen den Dingen, die man für sich oder mit der Hilfe einer Führung zum Leben erweckt hat, jene gegenüber, die schweigen, noch schweigen. So gesehen ist diese Ausstellung ein Versprechen, das nie ganz eingelöst wird. Es gibt mehr, als man sehen kann und auch will, obwohl man alles theoretisch auf dieselbe Weise sehen könnte.

Ein Gebäude, das ästhetisch sensibel, vielleicht geradezu poetisch stimmt, und eine Ausstellung, die aus Archivalien ein begehrtes Raumbild baut, garantieren noch lange nicht, dass das Ausstellen von beschriebenen Papieren die Besucher erfahren lässt, welche Freiheit und Schönheit durch

den poetischen Umgang mit der Sprache und den Dingen möglich ist, welche Ideen daraus hervorleuchten können. – Ich finde es großartig, was eine einzige Streichung von Kafkas Schreibkunst offenbart. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich mich bücken muss, um Anna Blume von hinten zu lesen. Man sieht hier, wie das aussehen kann: Träger der kulturellen Überlieferung, potenziell bedeutsame, da aufbewahrte Dinge, von denen man sich aber ergreifen lassen muss, die man lieben lernen muss, damit sie einen nicht langweilen. Wobei Langeweile – das ist immer auch: Zeit haben – durchaus etwas Schönes ist und nicht um jeden Preis der Sehnsucht nach Erkenntnis, Aufregung, Funkenschlag weichen sollte. Wer aber damit nichts anfangen kann, zu sehen, wie Menschen, die mit Sprache als Gegenstand arbeiten, sich Zeit nehmen, Papier auswählen, ein Wort gegen das andere abwägen, mit Büchern umgehen, Briefe schreiben, Dinge sammeln, der wird in diesem Museum nicht glücklich. Auch wenn ihm der erfolgreiche Krimiautor Heinrich Steinfest einen Weg durch die Dauerausstellung vorzeichnet, der für ihn mitten in den „Bauch der Prinzessin“ führt.

Alle Ausstellungen im >Literaturmuseum der Moderne< versuchen, einem ihrem jeweiligen Gegenstand entsprechenden Weg zu gehen, Wege, bei denen keiner dem anderen gleicht, auch wenn sie alle ganz auf das Archiv vertrauen, auf etwas, was es nur hier gibt und nur in diesem Museum in seiner Fülle konsequent gezeigt werden kann: die Blätter in den grünen Kästen, aus denen man mit fast Nichts ganz verschiedene Bilder und Räume bauen kann, auf die Blätter, die man mit der Hand, die sie möglichst natürlich hinlegt, mit der Stimme, dem Licht, einem Spiegel oder mit einem guten Nachbarn wach küssen kann.

Die Marbacher Ausstellungen verhalten sich nicht illustrativ zu ihren Gegenständen, sie sind keine semantischen Inszenierungen. Sie inszenieren, wenn schon, den Gestus des Zeigens und auch des Interpretierens, des Herstellens von Relationen, eines aufgeklärten Beziehungszaubers. Das kann so aussehen wie in der Dauerausstellung oder auch der kleinen Ausstellung mit Handkes 66 Tagebüchern, der letzten großen Ausstellung über >Ordnung. Eine unendliche Geschichte<, das können simple Legetische sein wie bei Johann Heinrich Wilhelm Tischbeins Homer-Illustrationen, in die Luft gezeichnete Spiralen wie bei Robert Gernhardts Brunnen-Heften oder – wie in der am letzten Donnerstag eröffneten Ausstellung mit Porträtbüsten aus dem George-Kreis – ein großes Feld, vor dem tief gelegte Vitrinen verschiedene

Perspektivpunkte setzen, von denen aus sich ein Kopf zum anderen reiht oder sich ungeahnte Differenzen auftun.

Alle Ausstellungen sieht man im Grunde als Bild auf einen Blick. Auch wer nur kurz bleibt, hat dennoch einen Eindruck in Erinnerung. Man versteht auch etwas, wenn man nicht genau hinsehen und lesen mag. Um jedoch die einzelnen Dinge und Details zu sehen, um das Exponat als Medium, nicht nur als Stück eines Bilds zu erfassen, muss man sich im Raum bewegen, die Exponate fokussieren, sich auf sie einzulassen. Dieses Einlassen, diese Intimität zwischen Exponat und Besucher, diese Weltverlorenheit ist möglich, weil das Raumbild die Besucher und Exponate nicht bloßstellt: Es zeigt und schützt, ist nicht indiskret und versucht auch nicht, eine Bedeutung zu erwecken, die der Besucher nicht versteht. Statt didaktischer Elemente, die man gelesen haben muss, um sich sicher zu fühlen, gibt es nur eine auf einen Blick erfassbare, methodisch begründete und mit ihren Mitteln offen gelegte, nicht verhüllte Gestaltung. Wenn die Ausstellungen gleichsam einen doppelten Boden haben – so wie bei Gernhardt die Rückseiten der bunten Brunnen-Hefte, bei George die Stücke im, nicht auf dem Tisch –, dann ist er objektiv ironisch. Es wird nicht gewertet und nichts versteckt. Auch die Exponate eines Literaturarchivs besitzen mehr als zwei Seiten. Das ist es wohl, was man von einem Literaturarchiv letzten Endes hat: Es gibt mehr als nur eine Wirklichkeit und viele Wahrheiten. Allen Bildungsprogrammen zum Trotz. Es macht die Welt reich, weil es von sich aus nichts gibt. Wer hier in Marbach etwas findet, der muss etwas entdecken wollen.